

Sachdokumentation:

Signatur: DS 1719

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/1719



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.

Newsletter vom 25. 11. 2018

Inhalt

Vorwort	2
Was nicht im Stundenplan steht	3
Menschen statt Computer – die verblüffende Trendwende an Schulen im Silicon Valley ...	5
Onlinekommentare	6
«Dieser Mist verdirbt uns alle!»	7
Liebe Eltern, nehmt den Kindern das Smartphone weg!	9
Swisscom und Co. springen vor den Klassen als Lehrer ein	10
Pragmatische Antworten statt Visionen.....	12
«Die Schule ist für die Kinder da und nicht umgekehrt»	13
Die EDK stiehlt sich aus der Verantwortung	16
Gegen ein Mauerblümchendasein.....	16
Zu viele offene Fragen	17
«Ross und Reiter» sind bekannt.....	18

Vorwort

Gestern Abend (21. November) lauschten etwa 150 Zuhörer an der Fachhochschule St. Gallen gebannt dem fulminanten Referat von Professor Konrad Paul Liessmann aus Wien zum Thema «Was ist Bildung?» Eigentlich kann seine Rede nicht zusammengefasst werden, denn er machte mit seiner Redekunst die Tatsache lebendig, dass der Mensch erst durch Erziehung und Bildung zum Kulturwesen wird. Sogenannte «Lesekompetenz» zu erwerben, um Fakten googeln zu können, ist keine Bildung, so der Referent. Lesen lernen will das Kind aus Neugier, weil es die spannenden Geschichten, die ihm die Eltern oder die Lehrerin erzählt, selbst lesen lernen will. Werteerziehung gehört entscheidend zur Bildung des Menschen als soziales Wesen: Schulung von Verantwortungsgefühl und moralischer Urteilskraft kann durch keinen Computer vermittelt werden. Aber auch ästhetische Bildung, die dem Kind neue Vorstellungs- und Denkwelten eröffnet, ist unverzichtbar. Mit der Kompetenzorientierung wird jedes Handeln in Einzelteile zerfleddert, damit verweigern wir der Jugend all das, was das Leben reichhaltig macht. Wo es um etwas anderes als ums Zählen (digital von digitus, lat., Finger) oder ums Googeln von Fakten (ohne deren inhaltliche und moralische Beurteilung) geht, genügen digitale Geräte nicht.

Um die Frage der digitalisierten Schule dreht sich ein rechter Teil der Texte im vorliegenden Newsletter. Während die Produzenten von Hard- und Software im Silicon Valley für ihre Kinder bildschirmfreie Schulen wollen, «springen» Swisscom und IBM laut Blick «als Lehrer ein», das heisst, sie führen Elternabende und Kurse für Schüler und Lehrer durch. Da geht's ums Geschäft, allenfalls noch um technische Einführung, aber bestimmt nicht um «Bildung». Auch nicht um die Frage, welche Schule dem Wohl des Kindes entspricht – denn die dafür zuständigen Fachleute, die Lehrer und Lehrerinnen werden durch Techniker ersetzt (die erst noch zusätzliche Kosten verursachen!).

Und 's Tüpfli uf em i: Die gesamte Umwälzung unserer Schule durch Digitalisierung, Kompetenzorientierung und selbstorganisiertes Lernen kann dem gar nicht gerecht werden, was sie vorgibt, nämlich die «Kinder auf die Zukunft vorzubereiten». Dies, so Konrad Liessmann, ist nicht Aufgabe der Schule – wer von uns wurde denn in seiner Schulzeit auf die Welt von heute vorbereitet? Vielmehr hat die Schule, also die Lehrerin und der Lehrer, den Kindern die Kulturtechniken zu vermitteln, ihr Interesse an der Welt und ihre Kreativität zu wecken und ihnen den Weg zum verantwortungsbewussten und gemeinschaftsfähigen Erwachsenen aufzuzeigen.

Schliessen will ich mit dem Beginn des Newsletters, dem Plädoyer Carl Bossards für die Erhaltung von Schulreisen und -lager als Erlebnisse besonderer Art für die Jugend. Dazu fällt mir mein letzter Schulausflug mit einer Klasse von Elektropraktiker-Lehrlingen, fünfzehn jungen Männern, ein. Nach einem Schul-Skitag auf der Lenzerheide ass ich mit ihnen in einem Churer Hotel, wo wir auch übernachteten, zu Abend. Nach dem gemeinsamen Frühstück – alle sassen punkt halb acht am Tisch – führte uns der Redaktor des Radio Rumantsch, ein früherer Lehrerkollege, durch diese kleine, sehr persönliche und eindruckliche Einrichtung. Auch die Znünpause verbrachten wir auf einstimmigen Wunsch der Schüler gemeinsam. Nachmittags fuhren wir zu einer Besichtigung der Ems Chemie.

Während die meisten meiner Lehrerkollegen mit ihren Abschlussklassen nach London, Prag oder Barcelona flogen, verbrachten meine Elektropraktiker und ich einen einzigen Tag zusammen, ohne «Action». Einige Monate später, beim Abschied am letzten Schultag, sagte ein Schüler, der aus dem ehemaligen Jugoslawien stammte, zu mir: «Wissen Sie, was das Schönste war? Unsere Klassenreise im Bündnerland.» Was sonst soll die Schule «bieten»?

Für die Redaktion «Starke Volksschule Zürich»

Marianne Wüthrich

Was nicht im Stundenplan steht

Journal21 13.11.2018

Von Carl Bossard

Ein Bundesgerichtsentscheid hat Folgen. Da und dort werden Schulreisen gestrichen. Das ist mehr als nur der Wegfall eines Ausflugs; ein Stück Schulkultur bricht weg. Eine Erinnerung.

Für obligatorische Anlässe wie Schulreisen und Skitage, Schullager und Exkursionen dürfen in Zukunft nicht mehr die Eltern aufkommen. Finanzverantwortlich zeichnet die Schule; von den Eltern kann sie nur noch die Essenskosten verlangen. Mehr nicht. So hat das Bundesgericht im Dezember 2017 entschieden. Als Folge streichen einzelne Gemeinden solche speziellen Intermezzi. Das Geld fehlt. „Eine Bankrotterklärung für die Schweiz“ sei das, erklärte der oberste Schweizer Lehrer, Beat W. Zemp.

Bildung: Vorgang aus vielen Quellen

Spiel und Sport, Theater und Konzerte, Ausflüge und Lagertage gehören zu jenem Bereich, der nicht im Stundenplan steht und nicht im Fächerkanon figuriert. Doch er hat seinen unverzichtbaren Wert. Die Pädagogik umschreibt diesen Bereich mit den Begriffen „Schulleben und Schulkultur“. Sie prägen die Atmosphäre einer Schule nachhaltig.

Die Schulkultur schafft Zwischenzeiten – und damit pädagogisch wichtige Momente. Projekte, Lagerwochen und Exkursionen führen über das Korsett des Stundenplans hinaus und kreieren komplementäre Arbeits- und Lernformen. So entstehen zusätzliche Zeiträume und neue Lernchancen. Bildung wird zum Vorgang aus vielen Quellen. Eine davon sind Schulreisen. Mich persönlich haben sie geprägt. Und viele andere auch.

Schule als Türöffner zu Natur und Kultur

Unser Fünft- und Sechstklassenlehrer kannte vermutlich nur zwei Ziele für Schulreisen. Beide führten ins Urnerland, die eine aufs Rütli, die andere ins kahle Urserental. Keine spektakulären Ausflüge, keine Actions, keine Events. Einfach eine kleine Reise – aber mit grosser Wirkkraft. Noch heute schaue ich hinauf zum trutzigen Turm der Herren von Hospental, wenn ich mit der Matterhorn-Gotthard-Bahn am Dorf vorbeifahre.

Lange und langsam waren wir unterwegs auf der Wanderung von Hospental nach Andermatt. Zuerst verweilten wir beim Turm, diesem imposanten Zeugen aus alter Zeit. Dann tauchten wir in den dunklen Schutzwald ein. Unser Lehrer zeigte uns, wie wichtig und bedeutsam dieser Bannwald für das Dorf war und gehütet wurde wie ein Schatz. Die Natur als Teil der Kultur.

Prägender Wert einer bescheidenen Reise

Ich erlebte den strengen, starken Mann, wie er sich liebevoll den Details zuwandte, spürte seine elegisch-lyrische Ader. Unser Lehrer – Schriftsteller, Schauspieler und Regisseur in Personalunion! Wir, eine wilde Bande von über 50 Knaben, waren gefangen vom Augenblick und aufmerksam, achtsam. Darum war es einprägsam und wirksam, was er uns erzählte. Noch immer weiss ich, wie er uns die barocke Kapelle St. Karl (Borromäus) von Hospental erklärte und die Kircheninschrift deutete. Sie wurde zur Allegorie meines Lebens und blieb unauslöschlich im Gedächtnis.

*Hier trennt der Weg, o Freund, wo gehst du hin?
Willst du zum ew'gen Rom hinunterziehn?
Hinab zum heil'gen Köln, zum deutschen Rhein.
Nach Westen weit ins Frankenland hinein?*

Mit grosser Leidenschaft eine kleine Welt erklärt

Auf dieser Schulreise zählte nicht das Besondere; bedeutungsvoll war das Naheliegende. Unser Sechstklasslehrer hatte ein Auge für das Bedeutsame im Kleinen, ein Gespür für das Wichtige im engen Lebensraum zwischen Andermatt und Realp. Ein Lehrer mit einem achtsamen Auge für das Grosse im Kleinen, leidenschaftlich verliebt in die Geheimnisse dieser Landschaft, vertraut mit den unscheinbaren Phänomenen dieses rauen Gebirgstals. Was er uns über sein Heimattal Urseren erzählte, berührte unsere Sinne, gab Sinn und Bewusstsein und wurde wirksam. Noch heute bin ich ihm dafür dankbar.

Nicht das ohnehin Sichtbare wollte er wiedergeben, sondern Unscheinbares sichtbar machen – formuliert auf Augenhöhe von uns Schülern, skizziert als einprägsames Erlebnis. Was prägen und bleiben soll, muss zum Erlebnis werden. Dazu ist Entdecken nötig und Verweilen. Schulreisen waren für unsern Lehrer solche Gelegenheiten.

Wie wird aus Informationen Bildung?

Diese Exkursionen sind heute anspruchsvoller geworden. Das sei zugegeben. Die Zeiten haben sich geändert. Geblieben aber ist die grundlegende pädagogische Kernfrage: Wie wird der tägliche Schulweg zum persönlichen Bildungsweg, wie der tägliche Schulstoff zur Bildung? Niemand weiss es letztlich ganz genau, weil Bildung nicht quantifizierbar ist. Doch eines zeigt sich deutlich: Bildung ist in weiten Teilen ein gemeinsamer Weg; vieles prägt und wirkt. Und Bildung ist an Menschen gebunden. Sie ereignet sich, wie Pestalozzi sagte, von Angesicht zu Angesicht. Bildung als kreatives Tun zwischen Menschen, zwischen Lehrpersonen und Jugendlichen.

Einen solchen Primarlehrer hatten wir. Zu Phänomenen hat er uns geführt – mit seiner Leidenschaft für die Welt. Auch auf der kleinen Schulreise. Nichts Spektakuläres, doch für den persönlichen Lernprozess etwas Singuläres und Wirksames. Der Lehrer hat uns hellhörig gemacht für das Grosse im begrenzten Mikrokosmos des Urserentals. Er half uns, eine kleine Welt zu erschliessen und zu verstehen. Exemplarisches Lernen.

Vom Wert der Schulreisen

Nicht alles, was sich empirisch messen lässt, ist bedeutsam, und nicht alles, was für wichtig erachtet wird, ist relevant.¹ Das ist eine schlichte Tatsache. Auch der Wert der Schulreisen lässt sich kaum quantifizieren. Doch eines wissen wir: Unzählige Schülerinnen und Schüler erinnern sich daran. Ein Leben lang. Ungewohntes und Aussergewöhnliches bleiben im persönlichen Langzeitgedächtnis haften. Gleichzeitig verleihen sie dem Schuljahr die charakteristischen Farbtöne. Ein Farbtupfer mit besonderem Glanz ist und bleibt die Schulreise.

¹ Vgl. Julian Nida-Rümelin, Klaus Zierer: *Bildung in Deutschland vor neuen Herausforderungen*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2017, S. 9.

Menschen statt Computer – die verblüffende Trendwende an Schulen im Silicon Valley

az Aargauer Zeitung 31.10.2018, Analyse

Patrik Müller

In der Schweiz werden Schulen mit Tablets ausgerüstet und Programmierunterricht ab der 1. Klasse gefordert. In den USA schwingt das Pendel neuerdings in die andere Richtung: Gut situierte Familien schicken ihre Kinder in bildschirm-freie Schulen.

In der Bildungspolitik zeichnet sich gerade eine ziemlich spektakuläre Wende ab. Erste Vorboten sieht man, wo könnte es anders sein, in den USA, genauer im Silicon Valley. Und wie so viele Trends, die von dort kommen, dürfte auch dieser mit der üblichen Verzögerung Europa und die Schweiz erreichen. Oft klingt diese Aussicht wie eine Drohung – diesmal aber eher wie eine Verheissung.

In mehreren Schulen des Silicon Valley werden Computer und Tablets aus dem Unterricht verbannt. «Screen-free schools», bildschirmfreie Schulen, heisst das Schlagwort. Wer hats erfunden? Die Tech-Pioniere, also jene Unternehmer, die ihre Millionen und Milliarden mit ebendiesen Bildschirmen verdient haben. Ironischerweise wollen ausgerechnet sie, dass ihre Kinder sich mit Menschen statt mit Geräten abgeben, dass sie in den Pausen auf Spielplätzen herumtollen, statt am Handy zu hängen.

Die «New York Times» wittert einen neuen digitalen Graben: Lange Zeit sei es das Privileg von Kindern aus reichem Haus gewesen, an Bildschirmen ausgebildet zu werden. Ihre Schulhäuser verfügten über eine supermoderne Infrastruktur, und Hausaufgaben wurden online erledigt. Man machte sich Sorgen, dass Kinder in ärmeren Regionen, wo die Schulen nicht mit Computern ausgestattet sind, abgehängt werden. Jetzt gibt es gegenteilige Warnungen: Kinder der Unter- und Mittelschicht würden zunehmend von Bildschirmen erzogen, während der Nachwuchs gut situierten Familien vom «Luxus zwischenmenschlicher Beziehungen» profitieren würde. Die Zeitung hat festgestellt, dass teure Privatschulen den Computer im Unterricht zurückfahren, während die öffentlichen Schulen diesen immer öfter einsetzen. Die Entwicklung an den Schulen widerspiegelt jene zu Hause in den Familien. In den USA verbringen Teenager aus unteren Einkommensverhältnissen täglich 8 Stunden an einem Bildschirm (Handy, Tablet, Computer, Fernsehen), während es bei Gleichaltrigen aus besseren Verhältnissen «nur» fünfeinhalb Stunden sind.

In der Schweiz verläuft die Debatte anders. Vor dem gross angelegten Digitaltag vergangene Woche titelte der «Blick» auf der Frontseite im Imperativ: «Kinder an die Computer!» In dem Artikel forderten Politiker eine «Digital-Offensive an Schulen». Sie reagieren letztlich auf die Erwartungshaltung vieler Eltern: Schon ab der 1. Klasse sollten die Knirpse programmieren lernen. Entsprechend boomen private Programmierkurse. Und an Gemeindeversammlungen haben es Kredite für neue Spielplätze schwieriger als Kredite für neue Schulcomputer.

Internetpioniere verbieten den eigenen Kindern das Smartphone

Wie der Wind in elitären Zirkeln der USA gedreht hat, erlebte ich, als ich in der ersten Jahreshälfte an der Harvard-Universität forschte, an einem Institut, das auf die Interaktion zwischen Internet und Gesellschaft spezialisiert ist. Es fiel auf, dass viele der dort arbeitenden Wissenschaftler in ihrem Familienleben restriktiv sind im Umgang mit dem Smartphone. Ein Forscher erzählte, dass sein Sohn mit 12 Jahren noch kein Handy habe und er ihn nur am Wochenende mit dem elterlichen Smartphone spielen lasse. Er zitierte

eine Studie, wonach die Schulleistungen von Kindern umso besser seien, je weniger Zeit sie an Bildschirmen verbringen. Doch dieser Wissenschaftler ist wohl situiert – wer sich keine Nanny leisten kann, der setzt die Kinder vor den iPad oder vor den Fernseher.

Den neusten Bildungs-Trend muss man in einem grösseren Zusammenhang sehen. Die TechPioniere von Apple, Google, Facebook & Co. predigen neuerdings nicht mehr den allumfassenden Zugang zur digitalen Technologie (den haben inzwischen fast alle), sondern die zeitliche Limitierung des Konsums. Darum entwickeln sie Funktionen wie «Bildschirmzeit» auf dem iPhone, mit denen sich der Nutzer selber beschränken soll. Die Sache ist durchsichtig: Es geht den Konzernen nicht um die Rettung der Menschheit, sondern ums eigene Image, also ums Geschäft. Glaubwürdiger ist da, wie sich die Gurus privat verhalten. Steve Jobs, der Schöpfer des iPhones und des iPads, liess keine Gelegenheit aus, um die Welt von den Segnungen seiner Geräte zu überzeugen; seine Kinder aber hielt er davon noch fern, als sie Teenager waren. Bill Gates, der Gründer von Microsoft, erlaubte seinen Kindern das Smartphone erst, als sie 14-jährig waren. Die Väter Jobs und Gates – sie müssen es wissen.

Onlinekommentare

Manu Meier

Brillanter Kommentar. Danke Herr Müller. Von Bill Gates ist übrigens folgendes Zitat überliefert: «Lehrer müssen im Zeitalter der Infobahn anders unterrichten. Das stimmt. Aber sie werden weiter gebraucht. Die Kinder wollen nicht einfach allein zu Hause sitzen und am Bildschirm Lernstoff in sich hineinsaugen. Sie brauchen die Gruppe, sie brauchen den menschlichen Aspekt, sie brauchen den Lehrer.»

Dazu gäbe es eigentlich nichts mehr zu sagen. Drei Punkte möchte ich aber trotzdem erwähnen:

- Müssten die Schulen nicht so viel Geld in Laptops, Tablets etc. stecken, wäre auch genügend Geld für Schulreisen oder Exkursionen vorhanden.
- Der Computer, resp. das Internet, liefert nur Daten. Erst durch die richtige Verknüpfung werden diese zu Wissen. Um die Fähigkeit zu erlernen, Daten richtig verknüpfen zu können, braucht es fähige und engagierte Lehrer.
- Um programmieren zu können, muss man richtig schreiben können. Ein Computer ist nicht fehlertolerant. Es gibt nur 0 oder 1, richtig oder falsch. Mit kreativer Lautschrift kommt man da nicht weiter.

Ueli Keller

Die wirkliche Realität wird in eine digitale Realität transformiert. Grundlegend ist das ein sozialer Prozess. Ob sich Schulen infrastrukturell davon ausklinken oder nicht, ist nicht entscheidend, sondern „Kinder brauchen eigentlich nur drei Dinge: Sie brauchen Aufgaben, an denen sie wachsen können, Vorbilder, an denen sie sich orientieren können und Gemeinschaften, in denen sie sich aufgehoben fühlen.“ (Prof. Dr. Gerald Hüther)

«Dieser Mist verdirbt uns alle!»

Der Spiegel 2.11.2018, Wirtschaft

Das Gespräch führten die SPIEGEL-Mitarbeiterin Helene Laube und der Redakteur Guido Mingels.

SPIEGEL-Gespräch • Der Internetkritiker Jaron Lanier spricht vor den US-Zwischenwahlen über die digitale Bedrohung für die amerikanische Demokratie.

[...]

SPIEGEL: Bei den Zwischenwahlen geht es nicht direkt um Donald Trump, aber um die Mehrheitsverhältnisse im Kongress, es steht viel auf dem Spiel. Facebook hat einen sogenannten War Room eingerichtet, eine zentrale Kommandostelle, um Wahlmanipulationen und Fake News während der Wahlen entgegenzuwirken. Was halten Sie von diesen Bemühungen?

Lanier: Ach, ich bin gespalten. Einerseits ist klar, dass damit das Problem nicht gelöst wird. Das reicht bei Weitem nicht. Andererseits glaube ich, dass es immer von Vorteil ist, wenn Verbesserungen in kleinen Schritten geschehen, nicht als Umsturz. Wir sollten also anerkennen, dass Facebook die Sache anpackt, dass das Umdenken begonnen hat. Ich habe viele Freunde bei Facebook, das sind keine schlechten Menschen, die meinen das ernst. Gewisse Erfolge wurden ja auch bereits erzielt, manche Verschwörungstheoretiker wurden von der Plattform verbannt, die Zahl von Fake Accounts, von betrügerischen Nutzern, die unter falscher Identität aufwiegelnde, polarisierende Inhalte publizieren, wurde reduziert.

SPIEGEL: Und andererseits?

Lanier: Andererseits ist die Grundstruktur von Facebook genau darauf angelegt, solche Inhalte zu fördern, ihre Nutzer zu solchen Informationen zu führen und sie möglichst lange dort zu halten. Das ist ihr Geschäftsmodell. Sie verkaufen die Aufmerksamkeit und die Daten ihrer Nutzer an Werbetreibende und andere Propagandisten. Facebook ist eine Manipulationsmaschine. Und Twitter, WhatsApp, Instagram, YouTube funktionieren nach demselben Prinzip.

SPIEGEL: Das war der Tenor Ihres Buches »Zehn Gründe, warum du deine Social-Media-Accounts sofort löschen musst«, das in Deutschland in diesem Sommer zum Bestseller wurde.

Lanier: Wobei man immer anführen muss, dass die digitale Kommunikation keineswegs allein schuld ist an dem ganzen Schlamassel. Das wäre zu einfach. Die amerikanische Demokratie wird auch durch mehrere alte und ganz analoge Probleme verzerrt, wie dem Wahlmännersystem oder der Unterdrückung bestimmter Wählergruppen. Ein weiterer Faktor ist die überproportionale Beteiligung alter Wählerschichten. Alte Wähler neigen dazu, sich über einen einzigen, bestimmten Fernsehsender zu informieren, das war schon vor Facebook und Twitter so. Heute wirkt allerdings alles zusammen, verstärkt sich wechselseitig und führt zu dieser stupiden, einseitigen, angsterfüllten Weltsicht auf allen Kanälen. Sie verändert im Übrigen nicht nur das Publikum, sondern auch die Wortführer der Debatte – auch Trump selbst.

[...]

Lanier: Hören Sie, dieser Mist verdirbt uns alle. Auch euch Journalisten. Ich habe Kollegen von Ihnen auf Twitter beobachtet, die ich früher respektierte, die haben auf der Plattform rasch angefangen, gegenseitig aufeinander einzudreschen, auf ihren Standpunkten zu beharren, sich in Eitelkeiten zu ergehen. Aber – um zu Ihrer Frage zurückzukommen – historisch betrachtet sieht es schon danach aus, als hätten vor allem

faschistische Kräfte jeweils Kapital schlagen können aus neuen Medien. Die Nazis nutzten den noch jungen Hörfunk und den Tonfilm, um die Bevölkerung quasi zu hypnotisieren. Da gibt es gewisse Parallelen zur Gegenwart. Ebenfalls nicht neu ist die Attraktivität des populistischen Archetyps, dieser scheinbedrohte, wütende Mann, der denkt, die ganze Welt liegt falsch, und er allein muss es wieder richten.

SPIEGEL: Männer scheinen allerdings stärker verführbar als Frauen.

Lanier: Möglich. Etliche Studien legen nahe, dass junge Männer durch soziale Medien aggressiver, junge Frauen aber eher depressiver werden. Mädchen verbringen am meisten Zeit auf den sozialen Netzwerken, die Zahl der Teenagerselbstmorde in den USA steigt, vor allem bei Mädchen. Dagegen sind es fast ausschließlich junge Männer, die sich aufwieglerischen, nationalistischen, internetbasierten Quatschströmungen wie der Alt-Right-Bewegung oder den Proud Boys anschließen.

SPIEGEL: Das Silicon Valley setzt große Hoffnung in die künstliche Intelligenz als Teil der Lösung. Algorithmen sollen Fake News und Manipulationsversuche erkennen und die Plattformen säubern. Kann das funktionieren?

Lanier: Es fällt mir schwer, daran zu glauben. Ich störe mich generell an der Mystifizierung bestimmter technologischer Konzepte, die plötzlich die Lösung für alles sein sollen. »Künstliche Intelligenz« ist so ein magisch überhöhtes Ding, »Blockchain« ein anderes. Es mag schon sein, dass maschinelles Lernen, also künstliche Intelligenz, eine Rolle spielen wird beim Versuch, unerwünschte Inhalte von den Plattformen zu entfernen, denn was diese Programme besser können als Menschen, ist der Umgang mit großen Datenmengen. Sie sind aber immer nur so gut wie die Daten, mit denen wir sie füttern.

[...]

SPIEGEL: Sie gehören gewissermaßen zur Gründergeneration des Internets, das nun als Brandbeschleuniger diverser globaler gesellschaftlicher Probleme gilt. Haben Sie ein schlechtes Gewissen?

Lanier: Ich spüre jedenfalls ein Gefühl der Verantwortung. Als meine Tochter geboren wurde ...

SPIEGEL: Wie alt ist sie heute?

Lanier: Zwölf. Als sie geboren wurde, dachte ich, dass wir dabei sind, eine bessere Welt für ihre Generation zu erschaffen. Immerhin merkte ich früh, dass vieles in die falsche Richtung läuft. Mittlerweile haben etliche mächtige Leute im Silicon Valley erkannt, dass es so nicht weitergehen kann. Und wissen Sie, was ich für den Grund dieses Mentalitätswandels halte?

SPIEGEL: Trump?

Lanier: Auch. Aber mindestens so wichtig ist, dass die Entscheider im Valley, die blutjung begonnen haben, diese Firmen zu formen, mittlerweile Kinder haben.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Lanier: All die Eltern, die bei Google und Facebook arbeiten, erlauben ihren Kindern nicht, die Produkte zu benutzen, die sie selbst entwickeln. Es ist grotesk. Die Kids im Silicon Valley kriegen alle keine Handys und dürfen sich vor keinen Bildschirm setzen. Da sind all diese Techväter und Techmütter, und sie sagen ihren Kindern: »Vorsicht, fass das nicht an, das hat meine Firma gebaut!« Ich glaube, das macht etwas mit diesen Eltern. Das schüttelt sie ordentlich durch.

SPIEGEL: Erziehen Sie Ihre Tochter auch technikfrei?

Lanier: Nein. Sie hat ein Mobiltelefon und einen Computer. Wir wollen, dass sie lernt, mit

diesen gigantischen Haufen aus Bullshit umzugehen.

SPIEGEL: Darf sie Facebook benutzen? WhatsApp, Twitter?

Lanier: Da habe ich eine besondere Erziehungsstrategie. Ich habe sie ein paarmal in die Zentralen solcher Firmen mitgenommen, wenn ich dort Termine hatte, damit sie sieht, wo diese Plattformen gemacht werden, und die Leute kennenlernt, die sie erfunden haben. Also eben Jack Dorsey oder auch Evan Spiegel von Snapchat. Und dann hat sie später ganz von allein gesagt: »Daddy, ich glaube, ich will meine Geheimnisse nicht mit diesen Männern teilen.«

[...]

[Mehr...](#)

Liebe Eltern, nehmt den Kindern das Smartphone weg!

NZZ 13.11.2018, Meinung & Debatte, Seitenblick

Von Milosz Matuschek

Smartphones für Kinder: ja oder nein? Diese Frage spaltet gerade die Meinungen vieler Eltern. Die Hilflosigkeit wächst mit der Ausbreitung der Geräte, nach den Erwachsenen sind jetzt die Kinder dran. Letztlich gibt der Netzwerkeffekt den Ton vor. Je mehr Menschen ein solches Gerät haben, desto mehr glauben, ebenfalls eines zu brauchen. Die Debatte wird jedoch allenfalls oberflächlich geführt, nämlich als Gretchenfrage des Digitalzeitalters: Wie hältst du es mit dem Fortschritt? Stattdessen sollte man fragen: Was bringen Smartphones Kindern, und was nehmen sie ihnen?

Hier zeigt sich ein Konflikt, der über die Frage hinausgeht, ob ein Taschencomputer für 800 Franken in die Hände eines zehnjährigen Kindes gehört oder nicht. Es geht im Kern um Massstäbe in der Erziehung, und die haben sich gewaltig verschoben. Daran sind nicht die Ansprüche der Kinder schuld, sondern die Haltung der Eltern. Kindeswohl bedeutet für manche nicht mehr, primär danach zu fragen, was dem Kind am besten tut oder dessen Entwicklung fördert, sondern schlicht, das zu tun, was die Kinder wollen.

Nicht die Eltern erziehen heute die Kinder, sondern umgekehrt. Die Eltern verstecken ihre Unwissenheit über Risiken und Nebenwirkungen früherer Smartphone-Nutzung hinter der Illusion, die Kinder seien irgendwie näher an der Digitalisierung dran und kennten sich daher besser aus. Nach den Helikopter-Eltern, die das Kind nie aus den Augen lassen, und den Bulldozer-Eltern, die alle Probleme aus dem Weg räumen, damit das Kind auch ja nie lernt, wie man es selbst tut, kommen nun die Concierge-Eltern, die glauben, den Kindern jeden Wunsch von den Augen ablesen zu müssen.

Machen wir uns nichts vor: Hinter der digitalen Erziehungsverweigerung steht letztlich der Komfortwunsch der Eltern. Konsum und Unterhaltung zu Pädagogik umzulabeln, wird jedoch ebenso wenig funktionieren, wie das früher bei der Debatte um Fernsehkonsum oder Computerspiele funktioniert hat. Techniknostalgie («wir haben damals auch bis zum Sendeschluss TV geguckt»), Technikignoranz («ist doch nur ein Kommunikationstool wie das Telefon») und der Verweis auf das Erziehungsversagen der anderen («die Hälfte der Klasse hat auch ein Smartphone») sollte niemandem mehr zur Gewissensberuhigung reichen.

Das Gerede vom Anschluss an die Welt von morgen, den man angeblich nicht verpassen darf, ist pure Augenwischerei. Das Smartphone bereitet Kinder nicht aufs Leben vor, es lenkt eher davon ab; die Benutzung von Siri, Google Maps oder Candy Crush kann man

später immer noch lernen. Verträge dürfen Minderjährige ohnehin noch nicht abschliessen. Unbemerkt entäussern sie sich jedoch ihrer Daten, lassen sich tracken und erstellen spielerisch nebenbei eine digitale Akte von sich. Viele Kinder isolieren sich, sehen weniger Sinn in Gemeinschaftserlebnissen, schliesslich schickt man sich ja den ganzen Tag schon Emojis, Gifs und amputierte Sätze.

Digitallobbyisten vom Schlage Sascha Lobos reagieren auf Kritik am Smartphone trotzdem gewohnt beleidigt; er selbst hält die Debatte für rückwärtsgewandt und vergiftet. Doch warum ausgerechnet Kinder als Versuchskaninchen für naiven Optimismus der Älteren herhalten sollen, erschliesst sich nicht. Dass Apps süchtig machen sollen, behaupten längst nicht mehr nur Kritiker, sondern die Konstrukteure selbst. Von einem Werbetexter muss man vielleicht keine Gesellschaftskritik erwarten, aber vielleicht doch die Beschäftigung mit ein paar Kritikpunkten, die aktueller sind als die eigene Frisur.

Milosz Matuschek ist Jurist, Publizist und Speaker. Zuletzt veröffentlichte er «Kryptopia» bei Nicolai Publishing & Intelligence.

Swisscom und Co. springen vor den Klassen als Lehrer ein

IT-Fächer überfordern Volksschule

Blick 5.11.2018

Die Volksschule ist mit dem neuen obligatorischen Fach «Medien und Informatik» überfordert. Deshalb stehen immer mehr Pädagogen von Swisscom und IBM vor die Klassen. Sie bieten nicht nur Unterricht an, sondern neuerdings auch Elternabende.

Der Lehrplan 21 ist ein Riesenprojekt. Er fordert Volksschulen und Familien. Primarschüler und ihre Eltern wissen meist nur so viel darüber, als dass damit das neue Fach «Medien und Informatik» eingeführt wird. Und sogenannte Kompetenzen mehr Gewicht erhalten. In Schulen, die schon nach dem Lehrplan 21 unterrichten, hören Eltern dann immer öfter von neuen Spielprogrammen zum Rechnen oder einem programmierbaren Roboter.

Nicht nur um die IT-Kompetenzen des Nachwuchses, sondern auch um die von Mama und Papa kümmern sich die Schulen. Eltern berichten von Primarschülern, die Flyer nach Hause bringen: «Einladung zum Elternabend» über Internet- und Social-Media-Themen steht auf einem, der BLICK vorliegt. Zuunterst auf dem Anmeldetalon steht, leicht zu übersehen: «Elternabend von Swisscom». Auf der Internet-Agenda der betreffenden Zürcher Schule ist von einem «Swisscom Medienkurs für Eltern» die Rede.

Ein Konzern als Veranstalter eines Elternabends in der Primarschule? Das wirft Fragen auf. Zum Beispiel jene, ob mit dem Unterricht durch Swisscom und Co. auch gleich das passende Abo für Internet und Telefon beworben wird.

Swisscom unterrichtet Tausende Volksschüler

Den meisten Eltern ist heute gar nicht bewusst, dass Konzerne wie Swisscom oder IBM nicht nur Computerausstattung und Software in die Schulen bringen, sondern vermehrt auch Lehrmittel, und neuerdings auch breitflächig Elternabende ausrichten. So geben die Konzerne auch Schulstunden über Roboter, Digitalisierung und andere Informatikthemen.

Recherchen zeigen: Allein im letzten Jahr haben Swisscom-Pädagogen rund 30'000 Volksschülerinnen und -schüler unterrichtet, wie der Leiter des Swisscom-Projekts «Schulen ans Internet», Michael In Albon, auf Anfrage sagt. Der Unterricht richte sich seit 2015 auf den Lehrplan 21 aus.

So geben Swisscom-Pädagogen zum Beispiel für die dritte oder vierte Klasse Lektionen zum Thema «Ab ins Internet». Vier Lektionen kosten die Schule 340 Franken, je nach deren finanzieller Kapazität. Mit 580 Franken etwas teurer ist der Robotik-Unterricht für die Mittelstufe. Alle Unterlagen sowie den Miniroboter Thymio stellt Swisscom zur Verfügung. «Die Einführung des Lehrplans 21 in diversen Deutschschweizer Kantonen hat ganz klar zu einer erhöhten Nachfrage geführt», sagt In Albon. Ausserdem integrierten immer mehr Schulen die Swisscom-Kurse in ein grösseres Medienkonzept für die ganze Schule.

Schulen überrascht von neuen Aufgaben

Am Swisscom-Elternabend wiederum sollen die Eltern lernen, was «altersgerechte Medienbegleitung» ist. Letztes Jahr erreichte Swisscom damit 6000 Eltern. IBM hat dieses Jahr 8500 Schüler, Eltern und Lehrer unterrichtet, wie Jacqueline Spühler von IBM Schweiz sagt.

Gründe für die grosse Nachfrage der Schulen sind offenbar die ungenügende Vorbereitung auf das neue IT-Zeitalter – auch mangels Kapazitäten. «Die Schulen wirken manchmal überrascht über die Einführung des Lehrplans, obschon dieser bereits 2014 in ersten Versionen vorlag», sagt Swisscom-Schulexperte In Albon. Zudem seien Lehrmittel zur digitalen Bildung aktuell erst dünn gesät. «Die Lehrmittelverlage müssen hier rasch Remedur schaffen», betont er.

An guten Fachpersonen fehle es den Pädagogischen Hochschulen nicht, die die Lehrer ausbilden, glaubt In Albon. Das Problem liege bei den Kapazitäten, die heutigen Lehrkräfte in nützlicher Zeit mit Basics zur Medienpädagogik und zur praktischen ICT-Anwendung im Schulalltag fit zu machen. Ans Limit bringt das Fach «Medien und Informatik» die Schulen auch, weil das ICT-Wissen eine kurze Verfallszeit hat. «Es muss regelmässig wieder aufgefrischt werden», so In Albon.

Mangel an Ressourcen

Auch die Leiterin der Bildungsprogramme bei Microsoft Schweiz, Claudia Balocco, sieht den Engpass bei den Kapazitäten. Jetzt ginge es darum, die Lehrpersonen zu schulen. Doch die Pädagogischen Hochschulen hätten zu wenige Ressourcen, um die neuen Inhalte zu vermitteln.

Was sagt der Zentralpräsident des Dachverbandes der Lehrer (LCH), Beat Zemp, zur Ausbreitung von Swisscom und Co. in den Klassenzimmern? Für Zemp ist es nicht problematisch, wenn die IT-Unternehmen auf den gestiegenen Bedarf der Schulen reagieren. Dies solange sie den Grundregeln der Ausgewogenheit und den qualitativen Anforderungen entsprechen.

Er räumt allerdings Mängel ein. Beispielsweise, dass die Schulen stark gefordert seien und Klassenlehrpersonen laufend Weiterbildungen besuchen müssten, um bei den Inhalten auf dem neusten Stand zu sein. «Dazu fehlen sowohl das Geld als auch die Zeit», sagt Zemp weiter. Es liege daher auch an der Bildungspolitik, die notwendigen Ressourcen für Kurse und Unterrichtsmaterialien zur Verfügung zu stellen.

Aus der Sicht des Erziehungswissenschaftlers Jürgen Oelkers sollte die Schule Grundlagen vermitteln und nicht jedem Technologiesprung folgen. Er warnt zudem vor einem Outsourcing der Fächer ohne Verankerung bei der Lehrerschaft: «Das wäre gefährlich und vermutlich auch wirkungslos.»

Werden Roboter dereinst die Lehrer ersetzen?

Künstliche Intelligenz (KI) werde keinen Halt machen vor dem Bildungssystem, zeigt sich Beat Zemp (63) überzeugt. Der Präsident des Dachverbandes Schweizer Lehrer kann sich gut vorstellen, dass Lehrer dereinst mit KI-Assistenz arbeiten, vor allem bei den Lernkontrollen und dem Spracherwerb. «Ich glaube aber nicht, dass Roboter Lehrpersonen ersetzen werden», sagt er weiter. Personen, die Schüler prägen, seien aus Fleisch und Blut und hätten emotionale Intelligenz. «Wir sind noch nicht so weit, dass sich Roboter echt Sorgen machen können um Schüler», so Zemp.

Selbst bei Google ist die «Vollautomatisierung» der Lehrer kein Thema. Die Leiterin Augmented Reality bei Google, Petra Ehmann (33), sagte an einem Podium der Juventus-Schulen: «Lehrpersonen wird es immer geben, aber sie werden sich auf andere Aufgaben konzentrieren als etwa das Korrigieren.» Google engagiere sich immer mehr im Schulbereich, wolle dabei aber nicht nur die Digitalisierung vorantreiben, sondern auch die Diversität fördern.

Für Professor Roland Siegwart, Leiter Autonomous Systems Lab an der ETH Zürich, kann die Videoüberwachung im Schulzimmer sinnvoll sein, wenn die Datenanalysen helfen, die Kinder effizienter zu begleiten. «Man sollte keine Angst haben vor den neuen Technologien, denn sie sind bereits omnipräsent», sagt er. Das Wichtigste, was die Schüler üben sollten für die digitalisierte Zukunft, sei denken zu lernen. Deshalb müsse man das Hirn trainieren. Dies komme leider oft zu kurz.

Pragmatische Antworten statt Visionen

Digitalisierung und Schule

NZZ 21.11.2018, Meinung & Debatte, Gastkommentar

von Andreas Pfister und Philippe Weber

Die Zukunft geht um an den Schulen – die Zukunft der Digitalisierung. Im ganzen Land werden Leitbilder und Visionen des digitalen Lernens geschrieben. Als gäbe es kein digitales Heute, soll das Morgen ganz neu sein: Lernen werde im kommenden digitalen Zeitalter individualisiert, selbstorganisiert, orts- und zeitunabhängig, kompetenzorientiert und natürlich interdisziplinär sein. In heterogenen Teams würden Probleme bearbeitet und Kreativität gelernt werden. Wenn die Schule nicht zum Relikt der Gutenberg-Galaxis verkommen wolle, müssten Lehrerinnen und Lehrer zu Coachs von Projekten werden.

Ganz so neu ist die digitale Zukunft nicht. Die angeblich digitalen Lehr- und Lernformen stammen aus reformpädagogischen und postfordistischen Utopien der 1970er Jahre und werden nun mit einem technischen Imperativ aufgefrischt. «Digitalisierung» ist denn auch eher eine Metapher für neue Lehr- und Lernformen, die kaum einen direkten Zusammenhang mit digitalen Codes und Geräten haben. Der rhetorische Effekt der Metapher besteht darin, dass Politik und Verwaltung die Schule in einer Vergangenheit wähen, die den Anschluss an die Zukunft zu verlieren droht.

Das Problem des gegenwärtigen Diskurses über Digitalisierung liegt darin, dass er tatsächliche Chancen und Herausforderungen des digitalen Wandels für die Schule verdeckt. Diese sind weniger mit einer utopischen Zukunft, sondern mehr mit Spannungsfeldern zu fassen, die bereits in der Vergangenheit zum schulischen Lernen gehörten.

Die oft genannte Unabhängigkeit von Ort und Zeit ist nicht neu. Das entscheidende Medium dafür war nicht das Internet, sondern das Buch. Schulbücher gibt es schon lange, und tatsächlich wurde dank dem Buch und neuerdings dem Internet vieles ausserhalb von Schulhäusern gelernt. Trotzdem gehen die Kinder und Jugendlichen weiterhin zur Schule, und trotzdem macht man Stundenpläne, bildet Klassen und beschäftigt Lehrerinnen und

Lehrer. Und dies mit gutem Grund. Unter digitalen Bedingungen gilt es, schulisches und ausserschulisches Lernen möglichst produktiv zu verknüpfen.

Dass in Zeiten von Wikipedia nicht mehr Wissen, sondern Kompetenzen vermittelt werden müssten, ist ein weiterer Mythos der Digitalisierung. Das Wissen der Menschheit stand schon immer irgendwo: in den Klöstern des Mittelalters, in den Lexika des Bürgertums, heute im Internet. Taschenrechner gibt es auch schon eine Weile, trotzdem lernen die Kinder rechnen. Die digitale Zugänglichkeit von Informationen unterschiedlichster Qualität führt zu einer Rückkehr des schon oft totgesagten Lehrers: Die Fähigkeit zur Recherche wird eine entscheidende Kompetenz, sie muss geschult werden. Zugleich wird die Lehrperson als Vermittler qualitativ guten Wissens gestärkt. Die Digitalisierung erfasst beides: sowohl die Recherche als auch die Vermittlung.

Im gleichen Mass, wie die Maschinen Fortschritte machen, wird versucht, der Technik etwas genuin Menschliches entgegenzustellen. Romantische Konzepte, was den Menschen angeblich ausmache, etwa seine Emotionalität und Irrationalität, seine soziale Seite, haben Hochkonjunktur. Das Lernen, heisst es dann, solle sich auf das fokussieren, was nur ein Mensch könne. Diese Argumentation entspricht in etwa dem Design von Handys und Laptops, welche die Technik unter ihrer glatten Oberfläche verschwinden lassen und aus dem Versprechen, ahnungslos bleiben und einfach nutzen zu dürfen, Profit schlagen.

Junge Menschen zu Usern bzw. Konsumenten zu erziehen, ist freilich kein Bildungsziel. Vielmehr geht es um die Zielsetzungen, wie sie die neuen Fächer Medien und Informatik in der Primarschule sowie Informatik an Gymnasien formulieren: Menschen sollen befähigt werden, sich im digitalen Zeitalter autonom zu bewegen. Dieses Befähigen ist weit mehr als nur Anwendungskompetenz. Dazu gehören Kreativität, Logik, Kritik, Neugierde. An diesen Zielen orientiert sich Bildung seit dem 18. Jahrhundert. Alle Fächer müssen sich der alten Herausforderung neu stellen, ihren Beitrag den gegenwärtigen Bedingungen anzupassen.

Die Digitalisierung ist ein Angebot, um einmal mehr über Schule und Bildung nachzudenken. Dabei zeigt sich: Digitalisierung schärft nicht nur den Blick für das Neue, sondern auch für den Wert des Bestehenden. Lehrerinnen und Lehrer werden durch Digitalisierung nicht obsolet. Im Gegenteil: Als Experten des Lernens, die neu auch digitale Instrumente einsetzen, bleiben sie so wichtig wie eh und je. Man darf gespannt sein, wie sie zusammen mit den Lernenden die genannten Spannungsfelder angehen. Entscheidend für die Qualität werden nicht Visionen von Verwaltung und Politik sein, sondern Zeit und Raum, um Neues auszuprobieren.

Andreas Pfister ist Bildungsjournalist; Philippe Weber ist Dozent für Fachdidaktik Geschichte an der Universität Zürich. Sie unterrichten an der Kantonsschule Zug.

«Die Schule ist für die Kinder da und nicht umgekehrt»

Tagblatt St. Gallen 7.11.2018

Die Stadt Wil entscheidet bald, ob es eine reine Bubenschule geben soll. Der Psychologe Allan Guggenbühl zeigt die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen auf und was diese für einen Einfluss auf den Unterricht haben.

Buben schlagen, raufen, pöbeln und machen Lärm in der Schule. Fast immer sind es Buben, die in der Schule Probleme verursachen. Am Donnerstag, 22. November, um 19.30 Uhr referiert Allan Guggenbühl an einer öffentlichen Veranstaltung der Kathi-

Elternvereinigung im Kathi zum Thema «Auf dem Weg zu einer knabengerechten Schule».

Gemäss dem Psychologen und Psychotherapeuten Allan Guggenbühl hat die Fixierung auf die Gender-Debatte dazu geführt, dass geschlechterspezifische Unterschiede im Schulunterricht vernachlässigt und Buben dadurch benachteiligt werden. Im Gespräch führt er aus, weshalb Buben im heutigen Schulsystem Probleme bekunden und wie die Schule darauf reagieren sollte.

«Buben ticken anders als Mädchen»

Buben machen in der Schule mehr Probleme als Mädchen. Stimmt das wirklich? «Hier muss man klar unterscheiden zwischen Probleme machen und Probleme haben», sagt Guggenbühl. Es sei jedoch ganz klar, dass die Buben mit dem Schulsystem mehr Probleme hätten als Mädchen. «Das ist eine Realität, die sich statistisch belegen lässt.» Auch in der Erziehungsarbeit werde er häufig damit konfrontiert. Dreiviertel seiner Sprechstunden seien mit Buben. Doch woher kommt das? «Buben ticken anders als Mädchen. Dies wird in der offiziellen Pädagogik zu wenig berücksichtigt», sagt der Professor. Die Folge sei, dass man es verpasse, die Buben in ihren männlichen Verhaltensmustern anzusprechen. Das löse Probleme aus.

Emotionen über Sachthemen ausdrücken

Das vorherrschende pädagogische Konzept ist in den Augen Guggenbühls zu wenig auf Disziplin und zu stark auf «Selbstgesteuertes Lernen» mit impliziten Regeln ausgerichtet. «Die Schüler sollen selber merken, was sie lernen müssen. Mädchen können mit dieser Situation geschickter umgehen. Sie passen sich an. Buben hingegen sind oft überfordert», sagt Allan Guggenbühl. Auch in Bezug auf die Sprache gebe es geschlechtsspezifische Unterschiede: «Buben drücken eher über Sachthemen ihre Emotionen aus. Bei den Mädchen sind es Beziehungsthemen, die im Vordergrund stehen.» Das seien keine oberflächlichen Plattitüden, sondern Tatsachen, die empirisch nachweisbar seien.

Das wirft die Frage auf: Sind die Mädchen nicht zu «überangepasst»? Müsste man nicht dort ansetzen und sie ermutigen, aufmüpfiger zu werden? «Das sehe ich auch so», sagt der Psychologe. Mädchen könnten hie und da «aufmüpfiger» sein und sagen, was sie denken.

«Sie nehmen jedoch gerne Rücksicht auf das Gegenüber. Dies erlebe ich auch in Therapiestunden.»

Es brauche in der Regel länger als bei Buben, bis man bei den Mädchen zum eigentlichen Problem vorgedrungen sei. «Sie präsentieren tendenziell mehr mit vordergründigen Schwierigkeiten», sagt Guggenbühl. «Dieses Phänomen erlebe ich auch häufig bei Studentinnen. Sie verhalten sich weniger konfrontativ. Im Gegensatz zu Studenten wagen sie weniger, öffentlich ihre Meinung zu sagen.»

In den Augen Guggenbühls muss zivilisierter Widerspruch Platz haben in der Schule. Gleichzeitig brauche es aber Bezugspersonen, die den Schülern Grenzen aufzeigten. Schüler integrierten sich oft über Widerstand. Heute würden «aufmüpfige» Schüler schnell diagnostiziert oder sogar pathologisiert und als Problemfälle an ausserschulische Fachstellen «ausgliedert».

Buben wollen zuerst beeindrucken

Ein typisches Verhaltensmuster von Buben beschreibt Guggenbühl folgendermassen: «Buben setzen andere Strategien ein als Mädchen, um in einer Klasse oder Gruppe Anschluss zu finden. Sie suchen weniger den persönlichen Kontakt, sondern wollen die Anderen erst einmal beeindrucken. Cool stellen sie sich mit ihrem Handy hin und prahlen

mit Fussball-Ereignissen. Nicht persönliche Eigenschaften zählen, sondern das, was man tut, spielt und besitzt. Ich sage nicht, dass das gut ist, es handelt sich einfach um Realitäten.»

Stellt sich die Frage, was das für den Schulunterricht bedeutet: Wie kann man den Bedürfnissen der Jungen gerecht werden? «Buben sollten zuerst mit Gruppenregeln, Positionen und Schulhausritualen bekannt gemacht werden. Sie wollen wissen, wo Grenzen gezogen werden und wie die Institution funktioniert», sagt der Psychologe. Zweitens gehe es um die Art und Weise, wie die Lehrpersonen mit den Buben kommunizieren. «Sie müssen ihre Erwartungshaltung klar äussern», empfiehlt Guggenbühl. Dabei sei interessant zu beobachten, dass Buben mit hohem Leistungsdruck besser umgehen könnten als Mädchen. «Wenn die Lehrperson zum Beispiel erklärt, dass ein Drittel der Schüler das Ziel nicht erreichen werde, setzt dies bei ihnen Energien frei. Bei Mädchen geschieht das Gegenteil.» Buben hätten weniger Angst vor dem Scheitern als Mädchen. Hier komme der Wettbewerbsgedanke ins Spiel, der sie zu Leistungen ansporne.

Männerquote ist nicht das Problem

Schliesslich gelte es, die Schulen bewegungsfreudiger zu gestalten. Langes Sitzen und die Konzentration auf verbale Äusserungen kämen den Mädchen entgegen. «Dies kann man bereits beobachten, wenn man ein Schulgebäude betritt. Jungs rennen die Korridore entlang, schubsen und stossen sich, Mädchen hingegen gehen zivilisiert redend zum nächsten Schulzimmer», sagt Guggenbühl.

Das wirft die Frage auf, ob es eine Männerquote bei den Lehrberufen braucht. «Die tiefe Männerquote ist nicht das eigentliche Problem», sagt der Psychologe. Lehrerinnen könnten genauso gut mit Jungs umgehen wie Lehrer. «Es geht um Respekt vor Geschlechterunterschieden. Die Erkenntnis sollte sich durchsetzen, dass die Schule für die Kinder da ist und nicht umgekehrt.»

Bubenschulen bietet Vorteile

Seit Jahren gilt die Gleichbehandlung der Geschlechter als oberstes Gebot im Schulunterricht. Entspricht diese Forderung nicht mehr der Realität? «Leider wird Gleichberechtigung und Chancengleichheit mit Gleichheit verwechselt», sagt Guggenbühl. «Die Fixierung auf die Gender-Debatte hat dazu geführt, dass wir geschlechterspezifische Unterschiede in der Erziehung unter den Tisch wischen. Es gibt Entwicklungsphasen, wie zum Beispiel die Pubertät, wo die Differenzen sehr gross sind und wo sie im Schulunterricht nicht mehr vernachlässigt werden können.»

In Wil muss in absehbarer Zeit darüber entschieden werden, ob und wie weit es in Zukunft geschlechterspezifische Oberstufenschulen geben wird. Aktuell gibt es das Kathi als reine Mädchensekundarschule, die anderen beiden Oberstufen sind geschlechtergemischt. Ob es künftig auch eine reine Bubenschule geben soll, darf Wil demnächst entscheiden. Was hält Allan Guggenbühl von geschlechterspezifischen Oberstufenschulen? «Dieses Schulmodell bietet riesige Vorteile. In einem solchen System steigt die Chance, dass die Kinder ernst genommen und gefördert werden. Es ermöglicht eine kindergerechte Förderung.»(red/pd)

Allan Guggenbühl

Der Sohn eines Psychiaters und einer Bildhauerin wurde 1952 in Zürich geboren. 1974 schloss er zuerst die Ausbildung zum Primar- und Reallehrer und ein Jahr später in Mexiko zum klassischen Gitarristen ab. Guggenbühl arbeitete als Gitarrenlehrer und Musiker, bis er an der Universität Zürich in Psychologie abschloss. Es folgte ein Diplom als

analytischer Psychotherapeut. Der 66-Jährige ist heute Leiter der Abteilung für Gruppenpsychotherapie für Kinder und Jugendliche an der kantonalen Erziehungsberatung der Stadt Bern, Direktor des Instituts für Konfliktmanagement und Mythodrama und besitzt eine eigene Praxis. Zudem ist er Autor von mehreren Fachbüchern, unter anderem zu Konfliktmanagement und Jungen- und Männerarbeit. (nir)

Die EDK stiehlt sich aus der Verantwortung

NZZ 12.11.2018, Zuschriften

In der NZZ vom 30. 10. 18 wird in einer kurzen Notiz die Auflösung der EDK (Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) angekündigt: Der Lehrplan 21 (LP21) sei nach den Volksabstimmungen jetzt in 21 Kantonen in der Umsetzung und die Aufgabe der EDK damit erfüllt. Schwerwiegende Folgen dürfen aber nicht übersehen werden: Die Umsetzung des LP21 erfolgt unter viel Druck und Kontrolle. Wer nicht spürt, wird gemobbt, vor die Erziehungsdirektion zitiert oder auf Teilpensum gesetzt (entsprechende Fälle sind mir persönlich bekannt). Das führt u. a. dazu, dass inskünftig immer öfter die falschen Leute den Lehrberuf ergreifen: Anpasser, «Jobber», die gerne ausführen, was andere für sie vorbereitet haben oder was ihnen die Computerprogramme an Denkarbeit abnehmen. Hochqualifizierte und originelle Bewerber wird man vergeblich suchen. So werden den Lernenden kompetente Bezugspersonen fehlen.

Das alternative, vielgelobte selbstorganisierte Lernen (SOL) ist ein Flop: ineffizient bezüglich Korrektheit und Vollständigkeit der Lernresultate und eine unglaubliche Verschwendung der kostbaren Lernzeit. Im Weiteren wird durch den LP21 indirekt die «digitale Transformation» des Bildungswesens gerechtfertigt, obwohl bekannt ist, dass sie für den Lernerfolg wenig bis nichts, für die Budgetbelastung der Gemeinden aber in schöner Regelmässigkeit erschreckend viel bringt. Schliesslich schafft der LP21 eine pädagogische Monokultur, die jegliche pädagogische Vielfalt bei den Unterrichtenden zum Aussterben bringt.

Mit ihrer Auflösung stiehlt sich die EDK aus der Verantwortung für diese und weitere Folgen, wohl in der Annahme, dass die in den Kantonen aufgegleisten Kontrollmechanismen schon dazu beitragen werden, die Lehrerinnen und Lehrer in den festen Würgegriff des LP21 zu nehmen. Après nous le déluge! Vielleicht stehen gelegentlich engagierte Eltern auf, wenn die Lehrer schon nicht dürfen!

Gerhard Steiner, Basel em. Prof. für Psychologie (Entwicklung und Lernen)

Gegen ein Mauerblümchendasein

NZZ 19.11.2018, Zuschriften

Völlig zu Recht unterstreicht Hanspeter Amstutz in seinem Gastkommentar (NZZ 6. 11. 18) die Bedeutung der Wechselwirkung zwischen den Fächern Deutsch und Geschichte an unserer Volksschule. Je mehr wir über die Vergangenheit wissen, desto besser verstehen wir die aktuellen Vorgänge in der Gegenwart. Mit einem packenden und lehrreichen Geschichtsunterricht gelingt das. Auch darauf weist Amstutz mit Nachdruck hin. Wenn nun mit dem Lehrplan 21 vorab das Abrufen von Textbeiträgen im Internet angesagt ist, und dies mit nur einer Lektion pro Woche, droht dem Fach Geschichte

schlicht ein Mauerblümchendasein. So wird unser humanistisches Bildungswesen in bedrohlichem Masse verarmen. Was sie auf diese Weise vor Augen geführt bekommen, verstehen nämlich die Schülerinnen und Schüler oft schlecht oder gar nicht. Stehen wir nicht alle in der Pflicht, dafür zu sorgen, dass fatale Entwicklungen und schlimme Vorgänge, die sich in der Vergangenheit abgespielt haben, darum nicht vergessen gehen, damit sie sich niemals mehr wiederholen? Allein dies schon postuliert das Festhalten an einem hohen Stellenwert des Schulfachs Geschichte, begleitet und vermittelt durch die Pflege einer soliden Sprachkultur.

Max Knöpfel, Pfäffikon (ZH)

Zu viele offene Fragen

grheute.ch, 15. November 2018, Leserbrief

Auffallend beim Abstimmungskampf zur Doppelinitiative sind die fehlenden inhaltlichen Argumente der Gegner. Da ist die Rede von der Zukunft, der angeblich falschen, strukturellen Kompetenzverschiebung, von allwissenden Expertengruppen, denen man doch vertrauen sollte. Auch die bereits ausgegebenen Millionen werden ins Feld geführt, die zu befürchtende Isolation beklagt und dass nun doch endlich Ruhe einkehren möge. Die ganz am Rand geschilderten Vorzüge des Lehrplans 21 beschränken sich auf die Einführung der Fächer Medien und Informatik. Die Befürworter werden als reaktionär betitelt und die ganze Initiative gar als abwegig diffamiert.

Da bleiben viele offene Fragen. Mit welchen Ergebnissen wurde die neue Ausrichtung des LP 21 erprobt? Gibt es positive Forschungsergebnisse, die die Wirksamkeit von offenem Unterricht belegen? Existiert eine pädagogische Begründung für die Kompetenzorientierung? Was sagen die Berufsbildner zu den Fähigkeiten der Schulabgänger? Wie wirkt sich die falsche Vorgabe des LP21, dass erst ab der 3. Klasse Rechtschreibfehler korrigiert werden dürfen aus? Warum muss ein neu eingeführter Lehrplan, nach der Aussage des LEGR bereits angepasst und korrigiert werden? Und wie sehen mit der Ideologie der Inklusion die Leistungen der besseren Schülerinnen und Schüler aus?

Namhafte pädagogische Fachleute geben den Initianten Recht und bestätigen die Dringlichkeit von gut dokumentierten Antworten auf die obigen Fragen. Gerade die Zeitgenossen, deren Herz eher auf der linken Seite schlägt, müssten längst aufhorchen, wenn auch in der Schweiz von der bereits beginnenden Übernahme von Lernplattformen durch gewinnorientierte Konzerne wie Samsung berichtet wird. Oder wenn sogar in der Südostschweiz ein von einer Stiftung gesponsertes Loblied auf den individualisierten Unterricht mit Laptops erscheint. Da steckt kaum eine pädagogisch motivierte Absicht dahinter. Ganz zu schweigen von der bisher hochgehaltenen Chancengleichheit, die mit dem von den Initianten kritisierten «selbstorganisierten Lernen» zu Grabe getragen wird.

Wenn etwas in der Schule schief läuft, hat das Parlament als oberste Instanz, oder allenfalls die Bevölkerung, die Aufsichtspflicht und muss intervenieren.

Elisabeth Calcagnini, Buchen

«Ross und Reiter» sind bekannt

Südostschweiz 12.11.2018, Leserbriefe

Im März 2016 beschloss die Regierung, den Lehrplan21GR auf das Schuljahr 2018/19 einzuführen. Die grosse Mehrzahl der Lehrpersonen musste dies zu Kenntnis nehmen. Gleichzeitig fingen die Gemeinden an, ihre Schulhäuser umzubauen, so dass die Kinder kompetenzorientiert, individuell und selbst-organisiert in Lernlandschaften den Schulstoff abarbeiten können. Der Lehrer wird zum Beobachter und führt Lernjournale, die Kinder üben sich in Selbstreflexion. Und das alles, ohne dass das Volk dazu befragt wurde. Wo schon im Sinn und Geist dieser Reform Schule stattfindet, sind die Ergebnisse ernüchternd. Deshalb wäre es wichtig, die funktionierenden Teile der Volksschule zu bewahren, systembedingte Reformfehler möglichst zu vermeiden und selbstbewusst in einen sachlich geführten Dialog einzusteigen.

«Lehrpläne sind heute in guten Händen, es gibt keinen Anlass, daran etwas zu ändern», betont Sandra Locher Benguerel, Präsidentin des LEGR, Lehrpläne dürften keinesfalls zum Spielball politischer und weltanschaulicher Interessen verkommen. Sie verschweigt dabei bewusst, dass der Bildungsmarkt schon heute hart umkämpft wird. Die Stimmbürgerin und der Stimmbürger werden einmal mehr für unmündig gehalten. Die Volksschule bildet die Seele des Volkes ab. Dies ist linken Kreisen offenbar ein Dorn im Auge. Peter Reiser, Präsident des Schulbehördenverbands, spricht gar davon, dass die Initianten das Rad der Zeit zurückdrehen wollten, von einem altmodischen Unterrichtsverständnis ausgingen und er schwärmt von der Umsetzung des Konzeptes «Medien und Informatik» an den Bündner Schulen. Wie sieht hier der neuste Stand aus? In Schulen des Silicon Valley, dem Tal der Tech-Milliardäre, werden Computer und Tablets aus dem Unterricht verbannt. «Screen-free schools», bildschirmfreie Schulen, heisst das Schlagwort. Ironischerweise wollen ausgerechnet sie, dass ihre Kinder sich mit Menschen statt mit Geräten abgeben, dass sie in den Pausen auf Spielplätzen herumtollen, statt am Handy zu hängen. Peter Reiser begrüsst es, dass das Handy zum Unterrichtsgegenstand wird, obwohl er als Arzt die alarmierenden Fakten aus zahlreichen Studien kennen müsste. Peter Frehner, Präsident des Schulleiterverbandes, meint zu ergänzenden Jahrgangsziele: «Ein Alleingang des Kantons Graubünden mit eigenen Lernzielen wäre unsinnig und zudem organisatorisch mit massiv höheren Ausgaben verbunden.» Als Basler unterschlägt er den Bündnern, dass gerade dieser Kanton einer solchen Ergänzung zum LP21 mit 85% zugestimmt hat. Es erstaunt nicht weiter, dass die Gegenkampagne Behauptungen und Halbwahrheiten verbreitet, welche mit der Initiative gar nichts zu tun haben. Ein «Nein» zur Initiative bewirkt das Gegenteil der erwünschten Ruhe: 2019 steht eine Schulgesetzesrevision an, der Kindergarten muss dem LP21 angepasst werden, die Lehrer erhalten einen neuen Berufsauftrag, die «Neuen Medien» und neue Lehrmittel werden uns weiter Kopfzerbrechen bereiten, Kinderburnout als neues Phänomen steht im Raum. Die Gemeinden bauen ihre Schulhäuser in Lernlandschaften und Computertempel um. Diese immense Kostensteigerung im Bildungssektor führt zu Schliessungen kleiner Schuleinheiten und Entlassungen von Lehrpersonen. Ein «Ja» wird Graubünden nicht isolieren, sondern dazu beitragen, dass die Schule gemäss kantonaler Verfassung und nach gültigem Schulgesetz die sprachlichen, kulturellen und humanistischen Werte weiter hochhält. Der LP21GR wird durch Jahresziele ergänzt; die Fächer und Lektionen bleiben unangetastet. Die Initianten haben ihr Recht wahrgenommen, ihre Befürchtungen haben sie dargelegt. Sollten diese eintreffen, dann sind «Ross und Reiter» bekannt. Am 25. November hat das Volk das letzte Wort!

Christoph Jaeger